

Karl-Heinz Darweger

FRONTSTADT-REPORTER

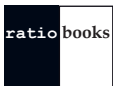


Berlin 1956 – 1962

Karl-Heinz Darweger
Frontstadt-Reporter – Berlin 1956-1962

Alle Rechte für dieses Buch liegen bei Karl-Heinz Darweger,
76534 Baden-Baden, Im Kastanienwald 5.

ratiobooks
edition chronique
53797 Lohmar • Danziger Str. 30
info@ratio-books.de (bevorzugt)
Tel.: (0 22 46) 94 92 61
Fax: (0 22 46) 94 92 24
www.ratiobooks.de



ISBN 978-3-96136-107-6
E-Book (PDF) 978-3-96136-108-3

Inhalt

Alarm an der Grenze	7
Nur eine alte Schreibmaschine	14
Die Feuertaufe	19
Steinstücken	21
Bestechung	26
Gelogen und Betrogen	27
Heiße Ware aus Ungarn	31
Ullstein	32
Malte, der Igel	34
Trauerfeiern	40
Dicke Luft im Nudeltopp	42
Ein Frontstadt-Leserbrief	46
Leichtsinn und Glück	47
Wirkliche Helden	49
Schräger Zinnober	52
Mord!	55
Du Lausebengel!	57
Im Rein und Raus	58
Horrorparty	61
Brücke ohne Einheit	62
Zocker und Verlierer	64
Walther mit der Fiedel	67
Eingesperrt	69
Bankraub	73
Große Polizeischau	76
Bestohlen und ausgelacht	79

Bill Haley in Town	81
Der Mörder mit dem Pinsel	84
Das rote Ultimatum	88
Manöver im Grunewald	89
Moralische Aufrüstung	93
Ein Panzer-Fest	96
Festspielfieber	98
Date mit Stefanie	101
Der Trödelkaiser	107
Im Boot durch die Stadt	110
Tiller-Girls	119
Auf Glatteis	121
Berlinsjes in Holland	125
Rabatz im Ring	127
Unter dem Funkturm	129
Panzer am Checkpoint	132
Ausflug nach Persien	134
Beirut und Damaskus	142
Opfer der Mauer	151
Echte Berliner	152
Abschied	155
Nachtrag	156
Zeittafel	157
Der Autor	157
Fotonachweise	158

Alarm an der Grenze!

Alarm! Ein Anruf feigt mir den Frühstückstisch zur Seite: „Die Vopos sperren mit Stacheldraht die Sektorengrenze ab!“ Der Rundruf der Reporter in Westberlin hat funktioniert. Automatisch der Druck auf den Einschaltknopf des Radios. Ein Nachrichtensprecher: „Ulbricht hindert seine DDR-Bürger daran, in den Westen zu flüchten“. Es ist der 13. August 1961. Was jetzt? Natürlich sofort ins Auto und los!

„Also doch“, denke ich beim Start, „Ulbrichts Notlösung“. Sind doch im Jahr 1960 fast 200.000 Menschen aus der ehemaligen sowjetischen Zone Deutschlands in den Westen geflüchtet, davon mehr als 150.000 über die offene Sektorengrenze nach West-Berlin. Der Strom von „Abtrünnigen“ hat auch im laufenden Jahr nicht abgenommen. Inzwischen zählt man schon drei Millionen, die das Gebiet der DDR verlassen haben. Ulbrichts sozialistisches „Arbeiterparadies“ blutet aus.

Jetzt heißt es: schnell sein, zur richtigen Stelle der Grenze fahren. Mit meinem Fotografen Heinz Wunnicke klappern wir verschiedene Grenzübergänge ab. Überall das gleiche Bild: Bewaffnete drüben, auf dieser Seite erregte Menschen, die den Grenzsoldaten ihre Empörung ins Gesicht schreien. Westberliner Polizisten versuchen, die Heftigsten zur Besonnenheit zu ermahnen und der Grenze mit den Stacheldrahtrollen fern zu bleiben. Am Nachmittag wollen wir direkt ans Brandenburger Tor. Mit dem Presseschild an der Windschutzscheibe gelingt es mir, den Wagen durch den Tiergarten bis fast an die Menschenmenge zu fahren, die dem Tor gegenüber steht. Auch da: Volkspolizisten und bewaffnete Männer der SED-Betriebskampfgruppen. Die Durchfahrten zwischen den Säulen

des Tores besetzt von Schützenpanzerwagen und gepanzerten Wasserwerfern G5. Die Rohre in Richtung Westberlin. Zentimetergenau bis an die Grenze nach Ostberlin, in einem Halbkreis vor dem Tor: ungezählte Menschen, ungläubig auf den militärischen Aufmarsch starrend. Schweigend die Einen. Andere rufen „Berlin bleibt frei!“ nach „drüben“. Auch hier, ganz vorn, ein paar Westberliner Polizeibeamte, die verhindern wollen, dass es zu einem Zusammenstoß kommt. Ich dränge mich zu den Polizisten durch, notiere in meinen Block, was ich sehe, aber kaum glauben kann.

So stehe ich wohl eine halbe Stunde. Beobachte Gruppen von Soldaten, die bewusst ruhig miteinander plaudern. Ein paar Leute in Zivil nähern sich von drüben der Grenze, dabei ein Offizier. Vermutlich Funktionäre. Jemand trägt eine Filmkamera. Da geschieht es: aus dieser Gruppe löst sich ein junger Mann. Wie ein Hase läuft er in höchstem Tempo zwischen Soldaten hindurch nach Westen. Ein, zwei Kalaschnikows werden hochgerissen, doch es fällt kein Schuss. In der dicht gedrängten Menschenmenge hätte es Tote gegeben. Der Flüchtling läuft genau auf mich zu. Jetzt muss alles ganz schnell gehen. Als er mich erreicht hat, packe ich ihn am Arm und springe mit ihm zurück in die Menge, noch ein Stück weiter bis an den Rand des Tiergartens. Während dieser Flucht hatte ich neben mir ständig eine Kamera gehört: „klick, klick“, schnell hintereinander. Mein freier Arm hält instinktiv den Fotografen fest. „Kommen Sie mit, ich brauche Ihre Bilder. Es gibt Geld dafür!“ Er geht tatsächlich mit. Zu dritt verschnaufen wir an einem Gebüsch. Plötzlich ist auch mein Fotoreporter da, schießt Bilder von uns. Wir rasen in die Redaktion am Platz der Luftbrücke. Schon sind die Negative des Amateur-Fotografen entwickelt. Die Abzüge sehen sensationell aus: es gibt Unschärfen, die jedoch die Dramatik der Aufnahmen verstärken. Jetzt erzählt uns der Flüchtling seine ganze Geschichte.



Der entscheidende Augenblick der Flucht: an einer Gruppe Bewaffneter vorbei läuft der Flüchtling in Richtung Westen. Alle Zuschauer halten den Atem an. Doch es fällt kein Schuss!



Die erste Zigarette in Freiheit! Das Gesicht des jungen Flüchtlings spiegelt die Nervenanspannung der letzten Minuten wieder. Sogar als Reporter ist man von der Situation gepackt.

Dreiundzwanzig Jahre ist er alt und kommt aus Karlshorst. Gemeinsam mit seiner gleichaltrigen Freundin beschloss er vor einigen Tagen, den Osten zu verlassen. Man gab ihm nicht die Möglichkeit zum Studium, sondern nur zur „Aufbauarbeit“ als Transportarbeiter. Er war Mitglied der evangelischen Jugend. Viermal schleppte er Koffer über die Grenze zu Bekannten in Westberlin. Beim letzten Mal kam seine Freundin mit ihm herüber und blieb hier. Am Sonntag früh um 1.30 Uhr fuhr er noch einmal mit der S-Bahn nach Karlshorst zurück, um restliche Dinge zu holen. Hinter ihm schlossen sich die Grenzübergänge nach Westberlin. Die Falle war zugeschnappt. Da wagte er alles, fuhr in Richtung Westen, um doch noch ir-

gendwo durchzuschlüpfen. Vom Brandenburger Tor trennten ihn schließlich nur noch 500 Meter.

„Da stand die erste Kontrollkette. Die Grenzer beschäftigten sich gerade mit einer Reisegesellschaft, Vietnamesen glaube ich. Ganz langsam bin ich vorbeigeschlendert. Jetzt musste ich durch Gruppen der Vopo, die gestaffelt auf der Straße postiert waren. Im Zickzackkurs konnte ich sie oft umgehen.

Zweimal wurde ich zurückgeschickt. Irgendwie kam ich doch bis auf etwa 20 Meter ans Tor heran. An dieser Stelle wurden Westberliner Autos kontrolliert, die hinüberfuhren. Nun hatte ich eine Idee, begrüßte ganz freundlich einen der Autofahrer, den ich natürlich nie vorher gesehen hatte.

Der Mann verstand die Situation nicht. Ich machte mich an einen anderen Wagen heran. Der Fahrer begriff und stieg aus. Zu meiner Verblüffung gab ihm ein Vopo-Offizier die Hand und – weil ich daneben stand – auch mir.“

Dieser Handschlag des Offiziers öffnete dem Flüchtling die nächste Kette der Polizisten. Nur noch wenige Meter trennten ihn von der Grenze. Die entscheidende Chance! Neben ihm: ein Kamerateam. Mit gespielter Gelassenheit schlenderte er mit den Filmleuten nach „vorn“, stand gleich darauf zwischen den vordersten Vopos. „Da bin ich losgerannt. Hab’ Glück gehabt. Meine Güte!“

Seinen Namen verschweigt DER KURIER. Wie er heißt, spielt keine Rolle. Er hat noch Verwandte „drüben“. Aber er ist einer von wenigen, die am 13. August noch ein Schlupfloch in der wachsenden Grenzbefestigung finden.

Unser Blatt bleibt die einzige Zeitung mit der Geschichte des letzten Flüchtlings, der direkt durch das Brandenburger Tor dem Volksgefängnis Ulbrichts entkommen konnte.

Schon während ich meinen Bericht schreibe, wird mir klar, dass mit dem Bau der Mauer das Ausbluten der DDR und Ostberlin an Menschen aufhört. Die lange schwelende Krise zwischen der Ulbricht-Regierung und dem freien Westen ist zunächst entschärft. Der gefährliche Zündfunke am Pulverfass – vorerst erloschen.

Drei Tage später, am 16. August, haben die Berliner den ersten Schock überwunden. Jetzt stehen sie als schier endlose Masse von Menschen vor dem Rathaus Schöneberg, dem Sitz des Regierenden Bürgermeisters. Bis weit in die angrenzenden Straßen reicht die Zahl der Demonstranten. Die meisten sind empört über die Haltung der Westmächte, die Tatenlosigkeit der Stadtkommandanten. Auf Spruchbändern kann man ihre Meinung ablesen:

„Weg mit der Grenze!“

„Wo sind die Schutzmächte?“

„Was muss noch geschehen, damit etwas geschieht?“

„Vom Westen verraten?“

„Weg mit dem KZ!“

„Wir fordern Härte!“

„Wir sind empört über die Tatenlosigkeit!“

„Alles nur Versprechungen?“

„Mit Papier hält man keine Panzer auf!“

„90 Stunden keine Tat – weiß der Westen keinen Rat?“

Wenn diese spontan gemalten Schilder die Meinung einer überwiegenden Mehrzahl der Berliner zum Ausdruck brin-

gen, dann ist ein wesentlicher Teil des Zusammenhalts der Bevölkerung und der „Schutzmächte“ zerstört.

Die Lage ist brisant. Was kann geschehen, wenn hier jemand dazu aufruft, zur Grenze zu marschieren, etwa Teile der Befestigung einzureißen? Das könnte Menschenleben in Gefahr bringen. Nun spricht Willy Brandt, der „Regierende“: „Was sich am Sonntag ereignet hat, das ist ein Anschlag auf die Moral des Deutschen Volkes. Es ist keine unmittelbare Bedrohung Westberlins. Die Sowjets sind klug genug, zu wissen, dass ein Angriff auf das Gebiet von Westberlin und seine Verbindungswege der unmittelbare Anschlag auf den Frieden der Welt ist. Diese Stadt Berlin wünscht den Frieden, aber sie kapituliert nicht!“ Man hört „Willy“-Rufe. Die Zustimmung ist greifbar. Die Menschen sind vorerst beruhigt. Die Versammlung löst sich langsam auf. Man will erst einmal abwarten.

Am 20. August stehen viele erneut an den Straßen und jubeln. Sie begrüßen 1500 amerikanische Soldaten in Jeeps und auf Lastwagen, die von Westdeutschland über die Autobahn nach Westberlin gekommen sind.

Der amerikanische Präsident Kennedy hat den Marschbefehl erteilt und gleich seinen Vizepräsidenten Lyndon B. Johnson zu einer Begrüßungszeremonie nach Berlin geschickt.

So zuckelt der Konvoi, der eigentlich gar keine Kampfkraft hat, lange durch die Straßen mehrerer Stadtbezirke, begeistert gefeiert und mit Blumen beworfen.

Die „Amis“ auf ihren Fahrzeugen sind verblüfft und grinsen verlegen, aber die Menschen, die ihnen diesen Empfang bereiten, sind vorerst beruhigt. Trotzdem: Berlin bleibt ein „heißes Eisen“, es ist „Frontstadt“ zwischen Ost und West.

Nur eine alte Schreibmaschine

Was ist geschehen, dass ich diese Situation als Zeitungsreporter erleben konnte? Wie hat das alles angefangen mit meinem Beruf? Eine verkratzte alte Schreibmaschine war der „Urknall“ meines Lebens als Journalist. Sie stand auf einem niedrigen Tisch im grauen Luftschutzbunker, in dem ich mit meiner Mutter vor den Russen Schutz gesucht hatte – in den letzten Tagen des Krieges, in einem Vorort von Berlin.

Die Russen kamen. Sie verbreiteten Angst und Schrecken und zogen schließlich weiter in Richtung Innenstadt. Uns überließen sie unserem Schicksal. So konnten wir wieder in unser kleines Haus in der Siedlung „Wiesenrain“ zurückkehren. Die Schreibmaschine nahm ich mit. Mich faszinierte die Technik des Gerätes.

Mein „Big Bang“ kam mit einem Lehrheft, das eine Nachbarin mir schenkte: „Zehnfinger-Maschineschreiben in 60 Tagen“. Das war eine Herausforderung. Ich lernte und tippte, ich lernte weiter und übte. Schließlich konnte ich es – mit zehn Fingern, ohne auf die Tastatur zu schauen. Erst langsam, dann immer schneller und sicherer.

Eines Tages im Büro der Berufsberatung:

„Abitur haben Sie ja. Also was möchten Sie denn werden?“

„Am liebsten Pilot.“

„Mit ‘ner Brille? Nee, keine Chance.“

„Mein zweiter Wunsch ist Journalist. Ich kann Zehnfinger Maschine schreiben.“

„Gar keine Möglichkeit. Zuviel Studierte als Bewerber. Wie wär’s mit Industriekaufmann.“



Sie hat mich noch lange durch meinen Beruf begleitet: die alte zerkratzte Schreibmaschine – in den letzten Kriegstagen „weggefunden“ ...

„Wieso das denn?“

„Die werden gerade gesucht.“

„Vielen Dank – das ist kein Grund für eine so wichtige Entscheidung.“

Die Beratung – ein Fiasko. Mich packt die Wut auf den „Berater“, der mir gar nicht weiterhelfen will. Ich muss eigene Wege gehen. Ein Freund hat die nötigen Kontakte. Sein Vater ist Chef einer Vertriebsfirma für Zeitschriften. Er kennt Hans Bredow, den Vertriebschef des Ullstein-Verlages in Tempelhof. Eines Tages stehe ich aufgeregt vor diesem einflussreichen Mann.

Er verhört mich wie ein Agent vom Geheimdienst, analysiert meine Wünsche und Ziele und dann sagt er: „Also Sie können Maschine schreiben? Da steht eine. Schreiben Sie!“ Ein kurzes Diktat. Die Tasten klappern. Bredow nickt. Ich bekomme einen Termin mit dem Chefredakteur der BZ, Karl-Heinz Hagen. Der macht es kurz:

„Für dieses Jahr haben wir genug Volontäre. In einem Jahr können Sie anfangen.“

„Ja, natürlich gern! Aber ein Jahr ist lang. Kann ich die Zusage schriftlich haben.“

„Nein! Versprochen ist versprochen. Darauf können Sie sich verlassen.“

Da steht meine Zukunft also auf sehr tönernen Füßen. Mir bleibt nichts Anderes übrig, als mich auf sein Wort zu verlassen. Das Wartejahr verbringe ich

- * als Arbeiter an einem Fließband beim Zusammenbau von Plattenspielern,
- * als Helfer beim Setzen von Grabsteinen auf verschiedenen Friedhöfen,
- * als Auslieferungsfahrer von Wurstpaketen und schweren Bierfässern.

Mir werden die entferntesten Ecken von Westberlin vertraut, vor allem die kleinen Lebensmittelläden und die Kneipen. Immer wieder frage ich persönlich bei Karl-Heinz Hagen nach, ob sein Versprechen noch gilt. Er ist zwar jedes Mal ziemlich ungehalten, aber meine Hartnäckigkeit zahlt sich aus. Am Donnerstag den 1. März 1956 stehe ich als „der Neue“ in der Redaktion der BZ im 14 Stockwerke hohen Ullsteinhaus am Teltowkanal.

Die BZ, 1904 gegründet, ist ein handliches Boulevardblatt in reißerischem Stil. Aber das ist mir zunächst egal. Ich bin „dabei“ und bekomme sogar 250 Mark monatlich „Gehalt“! Doch zunächst werde ich „getauft“. Der massige, aber gutmütige Polizeireporter „Ewe“ fragt mich nach meinem Vornamen. Meine Antwort wartet er gar nicht erst ab. „In Berlin heißt man Willem. Du heißt jetzt hier Willem. Und weil du jetzt ‘n